



Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 10.

Wiesbaden, den 5. Dezember 1916.

6. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Die junge Doktorsfrau,“ von H. Günther. — „Mondnähte,“ von G. von Puttkamer. — „Im Juppeltn gegen England.“ — „Gelttere Ecke.“

Zum Geleite.

Es gibt nichts, was mehr vor Ueberhebung unserer Leistungen schützt, als wenn man sich immer nur im Rahmen des Ganzen denkt. Birkroth.

Die junge Doktorsfrau.

Von Hans Günther.

Ein Zimmer für alles, groß, doch spärlich möbliert mit einem Speisewinkel, einem Plauderwinkel, einem Schlummerwinkel. Eine junge Frau stäubt ein wenig nervös die Dekorationsstücke ab, Hochzeitsgeschenke aus Kristall, Sevres oder Bronze. Ihr Gesicht ist hübsch, ohne besonders ebenmäßig geschnitten zu sein, doch in jeder Linie interessant. Den Kopf schmückt eine aschblonde Haarfrone. Sie müßte fröhlich sein, doch sie ist es nicht, trotz Jugend, Liebe und eigenen Heims.

Seit fünf Monaten sah ihr Mann nun hier Posten und wartete auf den ersten Patienten. Nun sank seine Hoffnung, und mit müdem Blick und grämlichen Mienen war er heute in sein Zimmer gegangen.

Seine Frau hatte geglaubt, daß ihr stattlicher, geschickter Mann gleich eine ungeheure Praxis finden würde, und mit einem gewissen Bedauern hatte sie sich vorgestellt, daß ihr Haus beständig für Fremde würde offen stehen müssen. Sie hatte ja nur drei Zimmer, und es war keine angenehme Aussicht für sie, daß sie sich in dem kalten Schlafzimmer oder in der engen Küche aufhalten mußte, während das Wohnzimmer von Wartenden erfüllt war.

Während sie nun schweigend stäubt und putzt, gedenkt sie fast bitter dieser Vorstellung. Sie konnte ihre ganze Wohnung in ungestörter Ruhe genießen. Ging es so lange weiter, dann verloren sie den Boden unter den Füßen. Sie hatte auf ihn vertraut, er hatte an die Zukunft geglaubt, und mit dieser Zuversicht hatten sie sich geheiratet.

Agnes stäubt und stäubt. Ihre Augen sehen voll Tränen. Sie fürchtet sich vor der Armut, die so viel Häßliches mit sich führt, sie war ihr schon manchmal begegnet und ihr stets ängstlich ausgewichen. Bei einer Tante war sie aufgewachsen, wohl wissend, daß sie ein mittelloses Mädchen war. Doch deren Wohlstand schützte sie, „bis Du verheiratet bist,“ pflegte die Tante zu sagen. —

Die Flurtür stand offen, wie stets während der Sprechstunde. Da knarrt sie leise. Agnes fährt auf und fühlt, wie ihr das Blut zu Kopf steigt. Sie möchte hinausstürzen und den Eintretenden umarmen, denn es war doch sicher kein Bettler!

Sie hört das Rascheln seidener Röcke, nimmt einen starken Parfümeruch wahr, vernimmt ein leises Klirren von goldenen Ketten, die — dessen ist sie sofort gewiß — ein feines Handgelenk umspannen. Die erste Patientin! Salve!

Ihr Herz pocht in kindlicher Freude und sie tut einen fast knabenhaften Sprung ins Schlafzimmer, gerade als die andere mit leichten anmutigen Schritten durch das Wartezimmer rauscht. Agnes summt ein Liedchen vor sich hin und bestellt dann bei Selma das Frühstück.

„Der Herr muß sich ein wenig stärken, er sieht ja so viel Krankheit und Elend.“

„Na, man kann eigentlich nicht behaupten, daß er in diesen Monaten so gefährlich viel damit zu tun hatte“ antwortete das Mädchen ungeschont.

Doch Agnes telephonierte nach extra gutem Aufschnitt, summt dann fröhlich ihre Melodie weiter und näht eifrig an ihrer Stickerie. Plötzlich läßt sie die Nadel sinken. Wie interessant wäre es, zu hören, wie Sigurd mit der Patientin sprach. Sie hatte ihn ermahnt, sehr entgegenkommend zu sein und scherzend hinzugefügt, daß es nun gelte, Münze aus seiner Lebenswürdigkeit zu schlagen. Er hatte versprochen, sich alle Mühe zu geben, und sie bezweifelte nicht, daß er es tat. Wahrscheinlich würde er bald den Ruf eines angenehmen Arztes genießen, und dann . . . dann würde sie nicht mehr so viel um ihn sein können . . .

„Frau Doktor, das Frühstück ist schon lange bereit,“ rief Selma.

„Lassen Sie es nur stehen, wir können den Herrn nicht in seiner Konsultation stören.“

„Soll die denn stundenlang dauern? Inzwischen wird's ja Mittag.“

Agnes sieht auf die Uhr. Ueber eine Stunde schon. Zwei geschlossene Türen trennen sie von Sigurd und jener Fremden, die er vermutlich sehr genau untersuchte, und inzwischen sprachen sie miteinander. Seine schönen, weichen Hände berührten sie behutsam, rücksichtsvoll. Agnes hat so viele Arztgeschichten von ihrem Mann gehört, die nun ihre Phantasie stacheln, und obwohl sie weiß, daß er nicht ist wie andere, errödet sie heftig unter dem Einfluß ihrer erregten Vorstellungen.

Auf den Zehenspitzen geht sie in das äußere Zimmer. Sie hat das unüberwindliche Verlangen, Sigurds wohlklingende Stimme zu hören. „Er spricht mit Frauen, als spiele er vor ihnen auf einer Aeolsharfe,“ hatte mal jemand von ihm gesagt. Das Gleichnis hatte sie geärgert. Nun erinnert sie sich dessen, und es wird zu einem Stachel an dem Rosenstrauch ihres Glücks.

Freut sie sich denn nicht darüber, daß er endlich eine Patientin hat? Ja, natürlich. Sie will nur hören, ob er auch recht freundlich und nett gegen sie ist und — ob sie noch nicht bald gehen wird. Er kann sich doch unmöglich so lange mit einer Person aufhalten und die anderen warten lassen. Sie blickt entschuldigend auf die leeren Stühle des Zimmers. Dann schaut sie mit weiblicher Neugier ins Entree. Dort hängt ein kleiner Samthut mit einer prachtvollen echten Feder und eine Pelzjade mit hellblauem Seidenfutter. Die Eleganz, die diesen leblosen Dingen stumm und ungesucht entströmt, macht Agnes plötzlich beklommen. Sie ist zu sehr Weib, um nicht hieron ihre Schlüsse zu ziehen auf andere raffinierte Details in der Toilette der Unbekannten.

Endlich öffnet sich die Tür zum Zimmer ihres Mannes. Agnes eilt in die Küche.

„Gehen Sie schnell hinaus, Selma, und helfen Sie der Dame.“

„Jesus, ja. Ich dachte schon, die werden wir nie mehr los.“

Selma trocknet schnell ihre Hände an der Schürze ab und stürzt hinaus. Agnes hört eine melodische Stimme sagen:

„Ich danke Ihnen.“

Dann fällt die Tür ins Schloß.

Agnes geht ins Wohnzimmer. Der Doktor sitzt bereits am Frühstückstisch. Verstohlen betrachtet sie ihn. Er sieht ein wenig erhitzt aus, das dunkle Haar über der schönen Stirn ist etwas in Unordnung geraten. Wie gern möchte sie ihn küssen, aber nein, das Kleinsinnige „nicht ich zuerst“ hält sie zurück. Da steckt Sigurd Daumen und Zeigefinger in die Westentasche und zieht zwei Zehnmarkscheine heraus.

„Sieh, her, Liebling, was wir verdient haben!“

Agnes scheint es, als duftete das Papier nach Parfüm, und sie zieht sich ein wenig zurück.

„Bekommt man nicht mehr für eine so lange Konsultation?“

„Hat sie lange gedauert? Es war ein ungewöhnlich interessanter Fall, bei einer so jungen Frau sehr selten. Ich habe wirklich nicht an die Zeit gedacht.“

Zerfireut reicht Agnes ihm die Schlüssel. So, sie war jung und wahrscheinlich schön, gebildet, reich. Gott weiß, was alles noch. Eine Pause tritt ein. Agnes findet ihren Mann kühler als sonst, geistig abwesend, sie wünscht das Gestern zurück mit seiner heißen Liebe.

Denke, Geliebte, sie hat mir das Vertrauen erwiesen, mich zu ihrem Hausarzt zu wählen.“

„So.“

„Das bringt jährlich mehrere hundert Mark, Du. Ich war lebenswürdig, außerordentlich lebenswürdig. Du kannst mir's glauben, ganz wie wir übereingekommen waren.“

„Das bezweifle ich nicht. Sie ist gewiß auch sehr einnehmend.“

„Ja, antwortete er lächelnd, „das ist sie, und zudem eine ungewöhnliche Frau, im Glück erzogen, im Leid erfahren.“

„Ist sie verheiratet?“

„Geschieden.“

„Sooo, für dergleichen habe ich keine Sympathie.“

Ihr schmaler Fuß pendelt unter dem Rock beständig hin und her.

„Wohl aber ich. Ich interessiere mich für alle Menschen, die eine Geschichte haben. Die anderen, diese leeren Blätter oder gar Köschblätter bekommt man bald satt.“

Er spricht ganz unpersönlich, doch Agnes wird feuerrot und bricht heftig los:

„Warum hast Du dann mich zur Lebensgefährtin gewählt? Ich bin ein leeres Blatt.“

„Jetzt jedenfalls nicht. Doch was in diesem Augenblick in Deinem Innern geschrieben steht, wird nachher die Klugheit kritisieren.“ Er steckt die Hände in die Rocktaschen und sieht sie prüfend, doch zärtlich an. Langsam kommt dann sein Schluß: „Daß Du auf meine erste Patientin eifersüchtig sein kannst!“

„Ja, daß ich das kann,“ antwortete sie traurig, hält mit dem Pendeln des Fußes inne und faltet die Hände um das Knie. „Auf solche Gefühle verstehst Du Dich nicht. Sie reizen Dich wohl nur.“

„Gewiß.“

Sie versucht, die Tränen zu ersticken, und als ihre Stimme wieder fest ist, sagt sie:

„Ich wünschte, daß ich auch eine selbständige Tätigkeit hätte, die mich in die Lage versetzt, vielen Menschen zu begegnen. Man wird krankhaft besorgt um sein Glück, wenn man allein sitzt und es behütet, ohne trotzdem verhindern zu können, daß die Verhältnisse es einem vielleicht stehlen.“

Ihr offnes, ehrliches Gesicht, das unter dem für sie so schweren Bekenntnis erbleicht, macht ihn plötzlich weich, er zieht sie an sich und liebkost sie. Still liegt ihr Kopf an seiner Brust, und nun fragt er: „Hast Du hier gefessen und Dir vorgestellt, daß ich Dir untreu sein könnte? Oder wie hast Du Dir die Sache gedacht?“

„Ich weiß es kaum. Ich ahnte, daß sie schön sei; ich dachte mir, daß Du sie untersuchtest.“

Sigurd preßte die zarten Finger seiner Frau und sagte ernst:

„Der liebe Herrgott bewahre uns vor der Phantasie unschuldiger Frauen. Sie ist schön, ich bin weder, noch werde ich ein Heiliger. Aber ich habe schon viele schöne Frauen im Leben gesehen — und ein süßes abscheuliches Mädchen gewählt. Sie zu lieben und zu besitzen, habe ich geglaubt, und das ist mein Vorsatz, heute wie damals. Genügt Dir das?“

„Ja gewiß. Ich bin töricht gewesen. Laß' uns nun ausgehen, damit die Wolken verwehen.“

Still erhob sie sich. Nie wieder sollte er es merken, daß ihr Herz bis zum Rande voll war von Gefühlen, die er kalt „Weiberphantasien“ nannte. Er liebte sie auf seine Weise, mit den teilbaren Gefühlen des Mannes. Sie liebte ihn mit ihrer ganzen Seele. Hätte er ihre Eifersucht anders aufgefaßt, so würde sie vor Glück gezittert haben. Nun aber stand sie vor dem Problem der Zukunft, reifer als vorher und mit etwas Geheimzuhaltendem.

Als sie ihren schlichten dunkelblauen Mantel anzieht, denkt sie an die duftende Pelzjade. Einst wird wohl auch sie in der Lage sein, eine solche zu besitzen, wenn ihr Mann berühmt sein, wenn die Patienten, namentlich Damen, sich zu seinem Sprechzimmer drängen werden. Sie hat bereits heute einen Schimmer seiner undurchdringlichen Amtsmiene gesehen. Dieser wird sie dann täglich begegnen; und seine klare weiße Stirn wird Furchen bekommen, sein dunkles Haar die Silbersträhnen des Alters.

Sie steckt die Hutnadel durch den Matrosenhut und lächelt ihrem jugendfrischen Antlitz im Spiegel zu, das er, wie sie weiß, dankbar küssen wird, jetzt da er Zeit hat, da sie so arm sind, daß sie nur sich selbst besitzen und die Leute bedauernd fragen: „Wie existieren die Ärmsten nur?“

Ach Du reiche Armut! Sie segnete sie und ihre strahlende Jugend.

„Ist die Frau Doktor fertig?“ fragt Sigurd in der Tür. „Gleich — ach, ja, ich hatte es ganz vergessen, die Wäscherin wird nachher kommen. Ich glaube, ich habe nicht genug.“

„Steh her.“

Er drückt ihr den einen Papierschein in die Hand und sie nimmt ihn mit einem dumpf klingenden Dank.



Mondnächte.

Von Hedwig von Puttkamer.

Es war einmal, vor langer Zeit, da liebte ich den stillen Gefellen! Wenn er sich langsam, dunkelrot, wie mit einem breiten behaglichen Grinsen über die Hügelkette jenseits des Sees in die bläuliche Nacht stille emporhob. Dann stand der Nachtsich in träumendes Sinnen verloren und beobachtete still, wie sich ein glitzernder Lichtkreis über die breite Seefläche vom andern Ufer herübererschlangelte, als eine schwarze Brücke, auf der die Träume aus fernem, dümmriger Weite leise und schwebend in das Jungmädchenbers blüherasteten. Und später noch liebte ich ihn. Wenn er mein stilles, weißes Schloßchen mit dem stumpfen Turm, auf dem das Kupferdach im fahlen Grün schimmerte, mitten im dunklen Nieserwald in seine weißen Nieserschleier hüllte. Schwarz und leer sahen die Fenster aus, ohne Licht, wie erloschene Augen, die stumm fragend in die Nacht hinausstarrten. Wir waren ja nicht drinnen, in hohen, kühlen Zimmern. Wir schritten über leise knirschenden Nies unter uralten, verwitterten Eichen hin, Schattenpiel der Zweige über uns und zu unseren Füßen, flimmernder Glanz auf taunassen Gras und Gesträuch.

Doch heute — liebe ich ihn nicht mehr, den Mond. Scheu und heimlich schleicht er über die Dächer der Großstadt, leisen Schrittes, wie einer, der ein schlechtes Gewissen hat. Sinnbild dieser leiseretenden Schüchternheit, die doch feine Falschheit ist, huscht der Later lautlos um Winkel und vorvorspringende Giebel. Des Hundes Schritt ist laut und lärmend, ein ehrlicher, offener Gesell, so stürmt er daher; die Rabe aber kriecht sich über den Boden, tatenhaft ist auch der Mond. Er ist eifersüchtig und küstern, wie er um verschlossene Fenster streicht, und tut doch so fromm und schweigsam, wenn er langsam und bedächtig durch die Sternennacht dahingleitet.

Er ist nicht schweigsam, er ist ein Verräter. Sie wissen davon zu reden, die im Schützengraben liegen, auch sie, die den langen Tag hindurch tief unten im ausgeschöblten Kalkgestein lauern und die Uhr in der Hand auf die Stunde der Dunkelheit warten. Und jene erst, die in schwanker Gondel unter dem strahlend gespannten Niesenleib unserer Luftschiffe die kühnen Fahrten ins Nebelland jenseits der See wagen.

Ihnen allen ist der Mond ein Feind, ein Verräter. Wenn er hier die und selbstgefällig strahlend über die Dächer blitzt, denke ich daran, wie er breit und alles mit weissem Glanze füllend über dem schuhzerwühlten Land im Osten und Westen liegt. Die Tageshelle, die denen im Schützengraben unter nie ruhendem Trommelfeuer nun schon seit Wochen zur Tageshölle wurde, sinkt langsam im Rauch und Geschützqualm, in dichtem Staub endlich erstickt. Etwas wie ein Aufatmen geht durch die erd- und schmutzbedeckten Gestalten — etwas wie ein halb ungläubiges Lächeln zittert durch Augen, die stumpf und verwirrt nur auf das Niesliegende blicken konnten; wieder ein Tag vorbei — und ich lebe noch! Die Nacht kommt, die erbarmungsreiche Nacht, die ein wenig mehr Ruhe bringt. Vielleicht läßt das Feuer etwas nach, vielleicht wird im Schuß der Dunkelheit das Essen nach vorn in die Gräben gebracht, auch vielleicht ein Brief, ein Gruß von daheim. Man darf wieder Mensch sein, fühlender, denkender Mensch — — nachdem man toter Erdklumpen war, zusammengesammelter, willenloser Maschinenteil des Niesenwerkes, das wie ein gewaltiger Panzer die Brust der Heimat schützt.

Vielleicht — nur vielleicht ist es so. Vielleicht bringt gerade die Nacht keine Ruhe, sondern den Kampf von Mann zu Mann, Brust gegen Brust, Keuchen und Schreien, wilde Klage und wütendes Brüllen, das sich Luft schafft, damit die Brust nicht unter dem furchtbaren Zwange zerbricht.

Und dennoch, die dunkle Nacht ist wie ein Mantel, in dem sich der Verwundete birgt, bis ihn Freundesforge findet, die ihn vor dem mordenden Stoh des widerlich grausamen Feindes sichert. Die Dunkelheit ist der Schutz vor dem tödlich zielenden Scharfschützen; sie hindert die Flieger, ihr Spähen bis hinter die Linie zu tragen; sie legt sich wie eine barmherzige Hand auf brennende, zerstörte Dörfer und Wälder, das doch einige Stunden lang, zum Atemholen lang genug, diese arme, blutige Welt in Schweigen liegt und von Frieden träumen, auf den Frieden hoffen kann.

Steht aber hoch und hell der Mond am Himmel, strahlt er unerbittlich und gleißend über das heiß umtrittene Land, dann weckt sein Licht auch in den Nachtstunden die Gier des Verführers, und der Kampf tobt weiter, ohne Rast und Ruh, um unfer —, um der Heimat willen!

Darum liebe ich den Mond nicht. Es klirrt nicht wie von Sporen von keinem Schritt, sagt Nietzsche, der Mann im Mond hat leise tretende Verräterfüße.

Sie wissen viel Bitteres davon zu sagen, die draußen zu Wasser, Luft und Lande für uns kämpfen!



Im Zeppelin gegen England.

Neumondszeit. Dunkel und kalt steigen wieder die Nächte herauf. Nur die Sterne blinken und flimmern in mattem Schimmer. Fieberhafte Tätigkeit herrscht in den Luftschiffhäfen; ist doch die Zeit angebrochen, in der jede Minute der Befehl zum Angriff kommen kann. Seit mehreren Tagen schon ist das Wetter beständig. Heller Sonnenschein während der kurzen Tage, ruhige, klare Nächte, die der leichte nordwestliche Wind noch verlockender scheinen läßt.

Längst ist hier alles klar und zum soundsso vierten Male nachgesehen. Sorgsam sind die Motoren erprobt, jede Feder, jede Schraube und Niete ist geprüft. Keine Stelle am Schiffskörper, die dem prüfenden Blick entgangen wäre.

„Winnen um buten allens floar!“

Auch Gefechtsbestimmung und Angriffplan jedes einzelnen Schiffes liegen fest. Der Kommandant weiß, welchen Weg er zu wählen, was er anzusteuern hat. Nur noch der Befehl muß eintreffen. Prall wölben sich die Gaszellen; Betriebsmaterial ist übernommen, Proviant und Munition so weit vorbereitet, daß sie in weniger als einer Stunde an Bord gemannt sein können.

Befehl vom Flottenkommando.

Es geht los. Endlich einmal wieder ist es so weit.

Hell lobert die Begeisterung. Um die Weite wird in den Hallen gearbeitet. Ein jeder will zuerst betriebsklar melden. Aus Kasino und Küche werden die Körbe mit Proviant herbeigeschleppt, Thermosflaschen mit heißem Kaffee und Tee folgen ihnen. Der Alkohol ist ausgeschaltet. Nur die Medizinliste birgt eine Flasche Kognak für den Notfall. Da oben heißt es klaren Kopf und eisern ruhige Nerven behalten, soll das Ziel erreicht werden. Wie in einem Ameisenhaufen wirbelt alles durcheinander. Die letzten Vorbereitungen. Keuchend schleppt hier ein Mann Ballast heran, drüben wird die Munition in den Aufhängevorrichtungen befestigt, zischend strömt noch Gas ein. Dann sprudelt und quirlt plantischend das Wasser aus den Ballasthöfen, die Reinen werden zum Heraus-schleppen Kargelegt.

In der vorderen Gondel lauern in ihren wohlgeölten Päckchen die Obermaschinenmaate an den Motoren, hien ziehen hier eine Schraube an und lodern dort eine andere. Dann springt eines der hundertpferdigen Ungetüme an, erfüllt die Luft mit dröhnendem Schrauben und Donnern, das den in der Nähe Befindlichen Hören und Sehen vergeht. Ein wirbelnder Luftdruck braust durch den ragenden Bau, stürzt sich auf die wartende Valtemannschaft und reißt ihnen die Mäute von den Köpfen, sofern das Sturmband fehlt. Die seemannischen Unteroffiziere prüfen die Steuervorrichtungen, legen die Karten und die sonstigen Navigationsmittel klar.

Kaum eine halbe Stunde ist vergangen, als auch schon Ordnung in dies kaum entwirrbar scheinende Durcheinander kommt. Alles ist bereit. Dann geben die Meldungen aus allen Teilen des Luftkreuzers an den Kommandanten. Nochmals schreitet er durch das ganze Schiff. Sein forschender Blick dringt in die verborgensten Tiefen. Er weiß, daß er sich unbedinnet

auf seine brave Mannschaft verlassen kann . . . aber noch niemals hat übergroße Sorgfalt geschadet.

„Abwiegen!“

Neuerlich wird Ballast abgegeben, bis auf ein Pfund genau wird das Gewicht ausgeglichen. Wie ein leichtes Zittern geht es durch den riesenhaften Schiffskörper, kaum wahrnehmbar erst hebt er sich gleichmäßig von den Lagerböden empor. Er schwimmt in seinem Element.

„Alles ist an Bord.“

„Ist da unten alles klar?“

Nur mit dem größten Stimmenaufwande vermag der Kommandant sich in dem Hüllenlärm mit dem Offizier der Haltemannschaft zu verständigen. Der hebt zur Bejahung die Hand. Nur des Kommandos noch bedarf es, und die Tore öffnen sich und entlassen den Kreuzer hinaus auf See.

Der Führer begibt sich nach vorn.

„Tore auf!“

Schriß schlägt der Maschinentelegraph an. Kommando rufe. Der Tag schimmert herein.

Wenige Minuten darauf bräut das erste Luftschiff mit äußerster Kraft davon.

Eben auch hebt sich „L 51“, dicht hinter ihm folgt „L 53“. Zur selben Zeit sind inzwischen auch in den anderen Luftschiffen die Luftkreuzer zu gleicher Fahrt aufgestiegen. Scharf spähen von den Schiffen die Augen nach den Ausflugswegen, wo sie die Kameraden vermuten.

Mehr und mehr tritt die heimatliche Küste zurück, bis sie wie ein bläulicher Nebelstreifen in der Ferne verschimmert. Unten rollen die weißgesäumten Wellen der Nordsee dahin. Schwere Rauchwolken kommen voraus in Sicht: die Flotte, die von einem Streifzuge heimkehrt. In geringer Höhe wird sie überfliegen. Jede Person an Deck der Schiffe ist deutlich auszumachen. Ueberall winken sie, Signale werden ausgetauscht. An Bord liegen die ostfriesischen Inseln. Die weißen Dünen laden im Sonnenschein zu köstlichem Badeleben. Jetzt ist es still und leer.

Die Kälte wird empfindlicher, der Wind macht sich bei der schnellen Fahrt allmählich unangenehm fühlbar. Trotz Hanellgeschüttelter Lederkleidung und dicker Filztiefel dringt er bis auf die Haut durch. Das vermag aber der guten Stimmung wenig Abbruch zu tun.

Der leitende Ingenieur klettert soeben von einem Motorenraum in den anderen hinüber. Ein ohrenbetäubendes Geräusch erhebt sich in dem kurzen Augenblicke, wo die Tür sich öffnet, ein Dröhnen und Toben, das die Stimme nicht mehr zum Ohr des dicht daneben stehenden zu dringen vermag.

Es dunkelt mehr und mehr, auch der Kamerad von Bord ist jetzt aus Sicht. Stunde um Stunde verrinnt. Die Mannschaft greift zu den Proviantkörben. Gute kräftige Kost und ein Schluck dampfend heißen Tees, der wie neubelebend durch die Adern rinnt.

Voraus kommt

Eine Fischerflotte in Sicht.

Weit auseinandergezogen liegen sie vor ihren Netzen. Zwanzig, dreißig Fahrzeuge sind durch die scharfen Nachtlämpfer auszumachen. Das Luftschiff nähert sich dem Südrande der Donnerbank. Hochsaison der Peringsfischerei. Freilich, so viel wie vor dem Krieg ist jetzt nicht mehr los. Die deutschen Looer fehlen, und auch von den Engländern geht die Mehrzahl wohl dem Kriegsgewerbe nach. Meist sind es Holländer, die da unten stehen. Immerhin heißt es doppelt vorsichtig sein. Nur so oft sind auch einzelne Engländer unter ihnen. Tut die Admiralität doch alles, was in ihren Kräften steht, die Annäherung der deutschen Luftschiffe möglichst frühzeitig zu erfahren; jedes Mittel ist dazu heilig.

In weitausgehendem Bogen werden die Fischer umfahren, und weiter geht es westwärts in die versinkende Sonne hinein. Vorerst zeigt sich eine dünne Rauchwolke. — Der erste Späher. —

„Dart Steuerbord!“

Dem heißt es ausweichen. Eine leichte Wellenwand hängt voraus über dem Luftschiff; sie bietet guten Schutz gegen Sicht.

Die Höhensteuer werden gezogen, spielend gehorcht der Riese. Er hebt die Nase, steigt und klettert. Wenige Minuten nur und schüßend liegt die Wolke zwischen ihm und dem Feinde unten. Rasch wird abgedreht. Noch ist die Entfernung weit, aber selbst bis dahin könnte der Lärm der wirbelnden Luftschrauben dringen. Auch ein Loch in der Wellenwand kann zu unerwünscht frühzeitiger Entdeckung führen. Die Nacht ist da. Pechschwarz, dunkel, wie sie sich idealer der Führer nicht wünschen kann. Kein Stern, nicht der geringste Schimmer ringsum. Tiefe Dunkelheit, die alles zu verschlingen scheint. Mitten durch die Nacht zieht der Luftkreuzer. Auch er unsichtbar, eins mit der Hülle, die ihn umgibt. Kein Licht, alles sorgsam abgeblendet. Wie schari auch Ausguck gehalten

wird, wie gespannt die Nachtlämpfer sich hinunter auf See richten, nichts zu sehen.

Die Zeit verrinnt. Bald muß die englische Küste in Sicht kommen. Keine Ansteuerungsmarke steht denen da oben zur Verfügung, nur nach dem Kompaß können sie fahren.

Da . . . ein heller Feuerschein sprüht unten auf.

Eine Funkengarbe saust über das Wasser hin, wie ein Schwarm von Glühwürmchen, die der Wind verweht. Vorpostenboote. Da hat wohl ein Heizer unvorsichtig angefeuert, und der Luftzug jagt nun verräterisch die Funken aus dem Schornstein empor.

„Hat der Engländer den nahenden Feind erpäht?“

Höher und höher steigt „L 150“. Selbst wenn er bemerkt wurde, hier oben können sie ihn nicht belangen.

Unten regt sich nichts.

Alles steht auf Wanderschaft. Abwurfvorrichtungen und Geschütze sind befestigt, gierige Blicke bohren sich in das Dunkel hinab. Blist nicht im nächsten Augenblick heller Scheinwerferstrahl auf? Tönt nicht der dumpfe Knall der Abwehrgeschütze empor?

Nichts rührt und regt sich. Alles bleibt ruhig und still.

Ein Uhr nachts. Die Küste muß in unmittelbarer Nähe sein. Fünf Minuten vergehen, zehn, die endlos scheinen. Sollte „L 150“ vom Kurse abgekommen sein? Oder stehen die Vorpostenboote so weit draußen?

Von Bordbord flimmert ein heller leichter Schein herauf. Ein Band, ein silberstimmendes leuchtendes Band; ein Bluhlauf.

„Sah unterdrückt, wie ein erstarrtes Jauchzen, entfährt es dem Oberleutnant, wie ein erleichtertes Seufzer dem Führer. Sie sind da, gerade unter ihnen liegt — England.“

(Aus dem Buche „Zeppeline über England“, das, mit zahlreichen Illustrationen versehen in der Kriegsbücherei des Verlages Ullstein u. Co. zum Preise von 1 Mark erscheint. Das Werk enthält fesselnde Schilderungen der Taten unserer Luftkreuzer. Bei dem Stolz des deutschen Volkes auf seine Zeppeline wird eine solche lebenswahre Darstellung vielen willkommen sein.)



Heitere Ecke.

Ein amerikanischer Straßenredner hatte eine Schar halbwüchsiger Jungen um sich versammelt. Warum sie so aufmerksam zuhörten, verstand er nicht, vielleicht wuhnten Sie es selbst nicht. Aber, der Redner nahm die Gelegenheit nach Kräften wahr und hielt ihnen einen zu Herzen gehenden Vortrag über den Wert der Liebe zu den Tieren. Zum Schluß suchte er nach einem passenden Bilde, um der Moral die richtige Pointe zu geben und die Erzählung auszuschnülden. Und siehe da, es war zur Hand. Drüben auf dem Bürgersteig spazierte eine Dame, die zwei kleine Hunde an der Leine führte. Der eine war schwarz und der andere weiß. „Nun,“ rief der Redner, „nehmt mal an, nach dem, was ich euch gesagt habe, diese beiden lieben kleinen Hunde fingen an, sich zu beißen, was würde das erste sein, das ihr tätet?“ — Zunächst lieh sich keine Antwort hören, aber einer der Buben warf einen kritischen und nachdenklichen Blick auf die beiden Hunde. „Well, Mister,“ antwortete er endlich, „ich denke, ich will fünf Cents auf den kleinen schwarzen wetten.“

„Nun, Karl, was soll ich dir aus der Stadt mitbringen?“ fragte die gute Alte ihren Mann, als sie sich auf den Weg zum Bahnhof machte. „Ach,“ antwortet Karl, „mein Schnupftabak ist alle, und du könntest mir wohl eine halbe Unze mitbringen.“ — „Aec, nec,“ versetzte die Alte. „du mußt nicht verschwenderisch sein. Du weißt, du hast letzte Woche keine Arbeit gehabt, und brauchst daher auch nicht zu schnupfen. Nimm dir statt dessen nur die Nase mit einem Strohhalm.“

Hausfrau: „Nun, Anna, auf eins muß ich besonders bestehen. Wenn Sie irgend etwas zerbrechen, haben Sie sofort zu mir zu kommen, und es mir zu melden.“ — Anna: „Aber, gnäd' Frau, ich kann doch nicht alle Minuten zu Ihnen gelaufen kommen!“

Reporter: „Worauf führen Sie Ihr langes Leben zurück?“ — Der Hundertjährige: „Beharrlichkeit, reine Beharrlichkeit. Ich blieb dabei, weiter zu leben, trotz allem, was geschah.“